



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

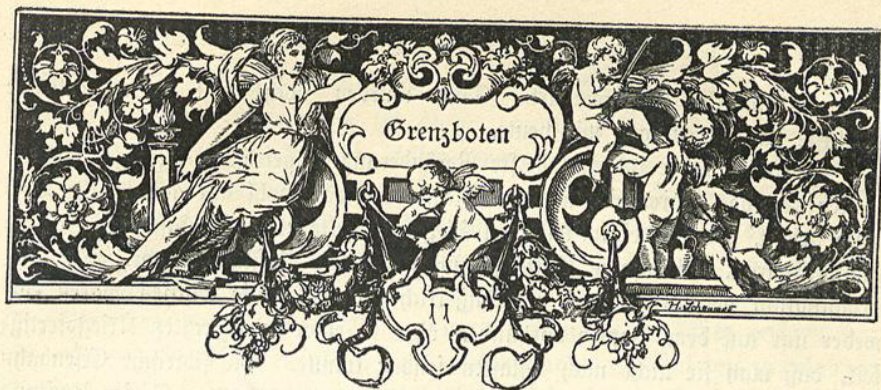
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F.: Ostasien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ostasien



er Kolosß mit den tönernen Füßen — so nannte man Rußland, als es im Krimkriege besiegt worden war. An der einen Wunde von Sebastopol verblutete sich seine Widerstandskraft. Auch jetzt hat sich gezeigt, daß die angestaunte östliche Großmacht nicht auf einem soliden Fundament stand. Aus dem Krimkriege entsprangen außerordentlich wichtige Folgen: der Groll Alexanders des Zweiten gegen Frankreich und gegen das undankbare Österreich, während Preußen in hoher Gunst stand, die durch sein Verhalten beim polnischen Aufstand, wo Österreich sich törichterweise den Westmächten und ihrer „identischen Note“ angeschlossen hatte, noch gesteigert wurde. Preußen konnte seine Abrechnung mit Österreich, Deutschland die seinige mit Frankreich ungestört vollziehen. Europa war von 1856 bis 1876, ja bis zur Thronbesteigung Alexanders des Dritten 1881, von dem russischen Alp befreit. Unter diesem Herrscher bildete er sich aufs neue. Der Zar machte sich die Bekämpfung der Mißbräuche in der Armee, die im Balkankriege in erschreckender Weise zutage getreten waren, zur besondern Aufgabe. Er hatte auch Erfolg damit, wenigstens schien es so. Und durch sein kraftvolles Regiment im Innern gelang es, den Nihilismus, dem sein Vater zum Opfer gefallen war, von der Oberfläche verschwinden zu machen. Viele Beobachter hielten ihn für ausgestorben. Als Rußland das Bündnis mit Frankreich schloß und sich immer abgeneigter gegen Deutschland verhielt, kam es immer mehr in eine Art von Hegemoniestellung. Die Art, wie der grollende Bismarck die „Fehler“ besprach, die sein Nachfolger durch „Abfchneidung der Drähte nach Rußland“ begangen habe, mußte das Gefühl von einem russischen Übergewicht noch immer mehr steigern. Frankreich folgte jedem Winke der russischen Diplomatie. England wurde sehr vorsichtig; in seiner Presse entstand sogar eine Schule, die eine Verständigung mit Rußland um jeden Preis, sogar um den der Auslieferung Persiens an die Moskowiter, predigte; sie wollte statt dessen Altengland gegen Deutschland auf die Beine bringen.

So war die Situation vor dem ostasiatischen Kriege. Nur in einem Punkte hatte sich doch allmählich eine folgenschwere Veränderung vollzogen. Der Nihilismus war wieder zu Kräften gekommen und erhob sein Haupt höher als je. Mordtaten an einer ganzen Anzahl hochstehender Beamten bewiesen

seine unheimliche Allgegenwart. Doch wurden noch nicht so weitgehende Schlüsse daraus gezogen wie heute.

Seitdem ist die folgenschwerste Veränderung eingetreten. Mit gutem Vertrauen zog das Zarenreich in den Krieg. Es war wohl auf anfängliche Verluste gefaßt, aber an einem baldigen Siege zweifelte es nicht; fast ganz Europa glaubte daran. Grausame Enttäuschungen standen Rußland bevor. Die Reorganisation der Armee war nur äußerlich gewesen. Die Massen waren entweder nur auf dem Papier vorhanden oder in einer so schlechten Kriegsfertigkeit, daß man sie nicht nach Ostasien senden konnte. Die sibirische Eisenbahn leistete bei weitem nicht, was man von ihr erwartet hatte. Dieser Umstand machte sich im Anfang besonders fühlbar. Auf die Dauer freilich fiel die Schuld auf die Armee selber. Denn in den Monaten seit dem Beginn des Krieges hätte die Bahn wohl mehr Truppen befördern können, wenn sie nur in Bereitschaft gewesen wären. Eben in der Verwaltung lag das Übel. Die Korruption hatte Zivil- und Heeresverwaltung zerrissen. Die Potemkinschen Dörfer waren in Rußland immer noch anzutreffen. Es gab noch immer viel, was wie Eisen ausah und doch nur Pappe war. Die japanische Kriegführung übertraf dagegen alles, was man ihr im besten Falle zugetraut hatte. Die Russen, die seit langem der Möglichkeit eines Krieges mit Japan entgegensehen mußten, namentlich seit Japan anfang, in dem Verlangen nach Räumung der Mandschurei stürmisch zu werden, müssen sich ganz und gar über die Leistungsfähigkeit der japanischen Armee getäuscht haben.

So ist es denn gekommen, wie heute alle Welt weiß. Zur See ist Rußland vollständig geschlagen. Monatelang lag die zum Entsatz Port Arthurs viel zu spät ausgelaufne Flotte untätig bei Madagaskar. Sie wartete auf das Mitte Februar aus Libau ausgelaufne dritte Geschwader, in Wahrheit wohl mehr um einen Vorwand für das Nichterscheinen auf dem Kriegsschauplatz zu haben; denn wenn sie, auch verstärkt um das dritte Geschwader, bei Japan ankam, so war die Geschwindigkeit der Schiffe durch Bodenbewachung so verringert, daß sie keinen Kampf mit der reparierten und frisch gedockten japanischen Flotte aufnehmen konnte. Docken können die Russen nicht; eigne Docks haben sie nur in Wladiwostok, neutrale dürfen ihnen nicht eingeräumt werden. Der Seekrieg ist aus. Die Flotte ist nach Schibuti beordert, angeblich nach Hause. Eben da wir dies schreiben, endet auch die furchtbare Landschlacht um Mukden mit einer schweren Niederlage der Russen. Wieviel sie von ihrer großen Armee nordwärts in Sicherheit bringen, ist noch ungewiß. Der ersehnte, wenn auch nur einmalige Erfolg, der einen ehrenvollen Anlaß zur Eröffnung von Friedensverhandlungen hätte geben können, ist nicht erreicht worden. Gegen die Fortsetzung des Krieges sprechen die schwersten Bedenken, da auch im Landkrieg auf eine Wendung des Glücks nicht mehr zu rechnen ist. Der innere Zustand Rußlands gebietet den Frieden.

Mit Zentnerschwere fällt es in die Waagschale, was sich seit Beginn des Krieges geändert hat. Das Verlangen nach einer Verfassung geht durch das ganze russische Volk, die Adelsversammlungen nicht ausgeschlossen. Die städtischen Verwaltungen führen eine Sprache, die für Rußland unerhört ist; den Studenten

gewährt man das Wort, geradezu revolutionäre Beschlüsse zu begründen. Das Proletariat ist von Petersburg bis Waku, von Lodz bis zur Wolga in Aufregung. Und die Art, wie die ersten Bewegungen niedergeschlagen worden sind, hat noch Öl ins Feuer gegossen. Dazu der grausige nihilistische Blitz gegen den Großfürsten Sergius! Ein solches Volk zu noch höhern und andauernden KriegslLeistungen zu entflammen, muß eine schwierige, ja kaum lösbare Aufgabe sein.

Man darf daraus den Schluß ziehen, daß Rußland den Krieg verloren hat, und daß es nur auf einen günstigen Umstand wartet, zum Frieden zu gelangen. Worin dieser bestehen könnte: in der Mäßigung Japans nach seinem Siege, in dem Vermittlungsanerbieten anderer Mächte, das ist vorläufig kein geeigneter Gegenstand für die Vermutung. Auch über die Friedensbedingungen Japans schweigt man noch am besten. Was darüber in den Zeitungen mitgeteilt wird, beruht nur auf Vermutungen von mehr oder weniger guten Sachkennern.

Wie sich die Sache aber auch im einzelnen gestaltet, und bis wann sie sich auch verzögern mag: das Hauptergebnis scheint schon festzustehn, nämlich daß Japan seinen Sieg so weit ausnützt, daß es sich Rußland als Großmacht am Stillen Ozean vom Leibe halten kann. Der Häfen am dauernd offenen Wasser gibt es in jenen Gegenden nicht viele, streng genommen sogar keine. Auch Port Arthur und Dalny frieren in der ganz kalten Zeit zu. Dalny galt für ständig eisfrei, aber die jetzt gebauten Molen haben im Hafen so viel ruhiges Wasser erzeugt, daß sich eine Eisdecke bilden kann. Immerhin ist hier die Unterbrechung des Verkehrs nur kurz. Auch Inhou und sodann die östlich von der Halbinsel Liaotung bis zur Südspitze Koreas liegenden Häfen sind vom Winter nicht sehr belästigt. Hier wird Rußland schwerlich noch irgendeinen Zugang zum Wasser behalten dürfen. Ganz Korea wird auf irgendeine Weise in Japans Gewalt kommen. Geredet wird sogar davon, daß Wladiwostok „neutralisiert“ oder auf irgendeine andre Weise als Kriegshafen unschädlich gemacht werden solle. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich Japan so weit vergaloppiert. Wladiwostok, auch wenn es ein unbeschränkter Besitz der Russen bleibt, reicht nicht aus, als Kriegshafen einer russischen Großmachtpolitik in den pazifischen Gewässern den nötigen Halt zu geben. Daß man mit Eisbrechern eine Fahrinne bis zum offenen Meere freihalten kann, gleicht den Nachteil nicht aus. Der Hauptfehler Wladiwostoks ist, daß es an dem durch die japanische Inselkette beinahe vollständig abgeschlossenen Japanischen Meere liegt. Die junge Inselgroßmacht wird nach menschlichem Ermessen ihre Übermacht dort behaupten und kein russisches Gibraltar aufkommen lassen. Die Befestigung der Straßen von Korea und von Tsugaru würde das leicht verhindern können. Endlich kommen alle Häfen nördlich von Wladiwostok wegen der Eisverhältnisse nicht mehr in Frage. Mit einem Wort also: Rußland ist für einen ernstlichen Seekrieg vom Stillen Ozean abgedrängt. Das ist eine Tatsache von so großer Bedeutung, daß daneben die Gestaltung des Besitzes in der Mandchurei vollkommen verschwindet. Ob und wie viel Land südlich vom Amur Rußland noch behält, wie über die Mandchureibahn verfügt wird, das sind gewiß wichtige Angelegenheiten, aber aus ihrer Regelung kann über das vorläufige Ende der

maritimen Großmachtstellung Rußlands im fernen Osten nichts mehr hervorgehn.

Auch mit der einst so sehr gefürchteten Vormundschaft Rußlands über China ist es auf absehbare Zeit aus. Man sagte: Die mandchurische Eisenbahn vergegenwärtigt den Chinesen allezeit, wie leicht die Riesenmacht Nordasiens Kosakenschwärme bis vor die Tore Peking's bringen kann. Und das wird schon ausreichen, den Hof und die Mandarinen zu gefügigen Dienern der Petersburger Politik zu machen. Namentlich das chinesische Zollwesen wird sich so gestalten, daß die russischen Kaufleute den Hauptvorteil haben, gerade wie in Persien. Wie ist das alles anders gekommen! Der Sieg Japans hat Rußlands Prestige schwer geschädigt; die Furcht vor den Kosaken ist dahin. Jetzt muß eine japanische Vormundschaft über China gefürchtet werden. Wenn die Russen wieder den Herrn spielen wollen, werden die Japaner Unterstützung genug bei andern Mächten finden, das zu hindern. So kann man nur sagen: in der That, der Umschwung ist von der allergößten Bedeutung. Es ist so weit, daß Europa und Amerika sich die Frage vorlegen können, ob es nicht bald an der Zeit sein wird, Japan zu zügeln.

Das Ausscheiden Rußlands läßt nur drei pazifische Großmächte übrig: Japan, England, die Vereinigten Staaten. Wer Deutschland und Frankreich hinzurechnen wollte, würde sich irren. Beide haben zwar wichtige Stützpunkte im Westen des großen Gewässers: Kiautschou, die Karolinen, Hinterindien, Neukaledonien. Beide haben jedoch ihren Schwerpunkt so sehr in Europa und sind durch die Politik unsers Weltteils so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich in pazifische Angelegenheiten entweder nur auf Grund von Bündnissen einlassen könnten, oder wenn es sich mehr um eine Strafexekution gegen kleinere Mächte handelt. Beide können ihre Landstreitkräfte dort so gut wie gar nicht verwenden, beide können nicht so viel von ihrer Marine dorthin senden, daß sie es mit der japanischen, geschweige denn mit der amerikanischen oder der englischen Flotte aufnehmen können. Von den drei andern Mächten formulieren schon seit längerer Zeit — neuerdings, seit dem Aufsteigen Japans zu einer Rußland gewachsenen Macht jedoch in etwas gedämpfterm Ton — die Amerikaner den Anspruch auf eine Vormachtstellung in diesem größten Gewässer des Erdballs. Denn von Mittel- und Südamerika abgesehen stoße nur in ihrem Lande die kaukasische Rasse an seine Ufer; alle andern Mächte hätten dort nur Kolonien, die von der Heimat weit abgelegen seien. Die Vereinigten Staaten allein würden unmittelbar von den Wogen des Stillen Ozeans bespült. Kolonien hätten sie obendrein, nämlich Hawaii und die für Ostasien so wichtigen Philippinen. Die gelbe Rasse Japans zähle nicht mit. Wenn die Ostküste der nordamerikanischen Republik jetzt auch noch durch das lange Rückgrat des Kontinents von dem jenseitigen Ozean getrennt sei, so werde sich dies bald ändern. Der Panamakanal mache Newyork gleichsam zu einem pazifischen Hafen. Keine Macht habe dann eine ähnlich gute Verbindung.

In der That, die zukünftige zentralamerikanische Wasserstraße hat den Vereinigten Staaten einen früher nicht gekannten Vorsprung gegeben. Lange Zeit war sie ein frommer Wunsch geblieben; die Entwicklung der großen

Überlandeisenbahnen schien einen Kanal überflüssig zu machen. Der Krieg mit Spanien hat mit einemmal gezeigt, wie wichtig es sein muß, seine Flotte sozusagen zugleich in beiden Meeren zu haben, und zwar der einzige zu sein, der das kann. Deshalb haben die Amerikaner weder auf Grund des Clayton-Bulwer-Vertrages von 1850 noch des Hay-Pauncefote-Vertrags von 1900 an den Kanalbau herantreten wollen, weil damit eine Gemeinschaftlichkeit mit England verbunden gewesen wäre. Sie setzten es durch, daß sie die alleinigen Erbauer und Beherrscher des Kanals würden. Auch eine Neutralisation nach dem Vorbilde des Suezkanals wiesen sie zurück. Die Lostrennung der kleinen Republik Panama von Colombia hat vollends alle Entscheidung in ihre Hände gelegt. Ohne ihren Willen kann kein fremdes Kriegs- oder Handelsschiff die Landenge von Panama passieren. Ihnen aber kann keine andre Macht den Weg verlegen — mit Ausnahme der englischen Flotte, die allerdings verhindern kann, daß amerikanische Schiffe überhaupt in den Kanal gelangen.

Das rasche Anwachsen der amerikanischen Marine macht dieses Übergewicht immer bedeutamer. Keine Flotte wächst so rasch wie die ihrige. Da das Achtzigmillionenreich über die größten materiellen Hilfsmittel verfügt, da es von der Notwendigkeit, eine Landarmee zu unterhalten, ziemlich befreit ist, so muß jeder vernünftige Mensch mit der Aussicht rechnen, daß in wenig Jahren die Flotte des Sternenbanners nur noch der des Union Jack nachsteht. An Landtruppen sind die Vereinigten Staaten den Japanern bei weitem nicht gewachsen. Aber das brauchen sie auch nicht, solange sie sich eine Überlegenheit zur See bewahren. Denn dann ist es ausgeschlossen, daß sich das gelbe Inselvolk etwa auf die Philippinen und Hawaii stürzt und vollends gar an Kaliforniens Küste Truppen landet. Solange die Amerikaner es mit jeder japanischen Flotte ohne Zaudern aufnehmen können, dürfen diese einen Kampf gar nicht wagen, weil Tokio und viele andre Hafenstädte im Bereiche feindlicher Kanonen liegen. Erst die Bündnisfrage könnte auch hier die Karten gründlich zum Nachteil der Amerikaner mischen. Auf Spekulationen über Einzelheiten kann man sich natürlich nicht einlassen, da sich im Laufe weniger Jahre die Bilder kaleidoskopartig verwandeln können.

Auch England leidet Japan gegenüber nicht unter dem Nachteil, daß es nicht unmittelbar am Stillen Ozean liegt. Seine Riesenflotte ist auf allen Meeren allgegenwärtig. Auch wenn jeweilig in Hongkong nicht genug Schiffe stationiert sind, um Japan gewachsen zu sein, können sie in kurzer Zeit von allen Seiten herbeieilen. Mit seinen sechs Panzerschiffen denkt Japan noch nicht an einen Zusammenstoß mit Albions meerbeherrschender Flotte. Denn die Trümmer seiner Reichshauptstadt würden von dem verwegenen Akt Zeugnis ablegen. Langsam mag eine Zukunft hergezogen kommen, wo es auch für England heißt: Wir können unsre atlantisch-europäischen Stationen nicht so entblößen, daß wir fern an Ostasiens Küsten einen Krieg mit Japan zu führen vermöchten. Nur die Bündnisfrage ist es auch hier, die schon in näherer Zeit ganz andre Konstellationen schaffen kann, und die es England ratsam erscheinen lassen müßte, sogar einen Affront von der jetzt verbündeten gelben Macht lieber hinzunehmen als einen Bruch mit ihr zu riskieren.

Japan hat den Krieg mit Rußland durchführen können, ohne in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen oder in seinem Staatskredit erschüttert zu werden. Jetzt steht ihm nach menschlichem Ermessen Friedensjahre bevor, die es aller Wahrscheinlichkeit nach benutzen wird, seine Wehrkraft noch zu vergrößern. Es hat den Vorteil einer ausgezeichneten Armee und einer leistungsfähigen Flotte kennen lernen, und man darf ihm nicht die Torheit zutrauen, sie wieder verfallen zu lassen. Es hat den großen Trumpf, in Ostasien konzentriert zu sein. Ferne Besitzungen, die es verteidigen müßte, hat es nicht. Von Singapore bis zur Beringstraße gibt es keine Macht, die Japan etwas anhaben könnte — ausgenommen die englische und die amerikanische Flotte. Keine andre Macht ist dort konzentriert, vollends hat keine ein Landheer, mit dem sie auf dem ostasiatischen Kontinent eingreifen könnte. Jetzt sind es die nach deutscher Art gedrückten Japaner, die die Chinesen vor Peking, Schanghai, Hanking und Kanton fürchten müssen. Ja während die Russen doch sichtlich nur über Peking zudringlich werden konnten — die Mongolei, Kuldscha und Ostturkestan kommen doch nicht ernstlich in Frage —, können die Japaner an der ganzen Küste landen oder auch mit Kanonenbooten den Yangtsekiang weit hinauf bis ins Innere des Reichs fahren.

Es ist nun ein wichtiges Problem, wie weit sich Japan im Zaum hält, und wie weit es sich von der Verlockung hinreißen läßt. Im Augenblicke spielt es natürlich den Freund Chinas, denn darin hat es die Begründung seines Auftretens gegen Rußland gesucht und gefunden. Rußland sollte die Mandchurei räumen, und da es das nicht freiwillig tat, unternahm Japan es, dies zu erzwingen. Nach seinen Siegen kann es wohl Korea unter seine Schutzherrschaft stellen; es kann auch wohl Port Arthur und die Nachbarhäfen auf irgendeine Art in seine Gewalt bringen. Aber die eigentliche Mandchurei kann es doch nicht gut behalten; die muß es den Chinesen wieder zuwenden, vielleicht ohne den Norden dieser Provinz, der unter Umständen den Russen verbleiben könnte — gewissermaßen als Pflaster auf die Wunde, die Japan notgedrungen seinem guten Freund und Nachbar habe zufügen müssen. Sobald Rußland unschädlich gemacht ist, hat Japan nur das Interesse daran, es als guten und friedlichen Nachbarn zu behalten, gerade wie Bismarck Österreich nach dem Kriege von 1866 schonte, sobald sein Zweck erreicht war. China müßte dann das Opfer bringen, aber China hatte die Mandchurei ohnehin schon verloren gegeben. China ist wehrlos und wird sich vermutlich in vielen Dingen genötigt sehen, japanischen Wünschen Rechnung zu tragen. Handelspolitische Vorteile auf Kosten der andern Nationen zu gewinnen, war der treibende Gedanke Rußlands; wir werden ihn bei den Japanern wiederfinden. Der Kurs ihrer Handelspolitik wird sich bald genug gegen die Stellung der Europäer und der Amerikaner in China wenden.

Eroberungen in China scheint man weniger erwarten zu müssen, denn dazu ist das menschenwimmelnde Land wohl ein recht schwer verdaulicher Bissen. Ob aber Holländisch-Indien sicher vor der Begehrlichkeit der jetzigen Sieger ist, muß als viel zweifelhafter gelten. Holland ist völlig außerstande, seine wertvollen Besitzungen, von denen es beinahe durch die halbe Erdkugel getrennt ist,

zu verteidigen. Die Macht, die mit Rußland fertig geworden ist, wird von Holland nicht im Zaum gehalten werden. Die Sicherheit des holländisch-indischen Reichs liegt allein in dem Interesse der andern Großmächte an seiner Erhaltung; und dies dürfte in der Tat ausreichen, die Japaner abzuwehren. England ist sogar durch den Hinblick auf Indien dringend genötigt, Hollands Kolonialbesitz gegen japanische Wegnahme zu schützen. Wo bliebe sein eignes Prestige in seinem riesigen hindostanischen Reiche, wenn ein asiatisches Volk zu einer solchen Machtentwicklung in der Nähe Indiens gelangte?

Man braucht nicht einmal zu warten, bis so etwas in eine reale Aussicht tritt. Alle europäisch-amerikanischen Völker haben ein großes Interesse daran, nicht einmal eine wirtschaftliche Vormundschaft Japans in China aufkommen zu lassen. Nach den Engländern haben die Deutschen und die Amerikaner die größte Ausfuhr nach China. Sie müssen zusammenstehn, um open door zu erhalten. Mit dieser Parole zog Japan in den Krieg.

Sollte es nach dem Kriege notwendig sein, den Grundsatz der offenen Tür, der Gleichberechtigung des Handels aller Nationen gegen Japan zu verteidigen, so wird es ihnen hoffentlich an Einigkeit nicht fehlen.



Jesuitenfrage und Konfessionelle Polemik



Dr. Viktor Raumann, der sich dem Publikum als liberalen Protestanten vorstellt, hat unter dem Pseudonym Pilatus in der Augsburger Postzeitung eine Reihe von „Fehdebriefen“ veröffentlicht und 1903 bei G. F. Manz in Regensburg unter dem Titel Quos ego! in Buchform herausgegeben, worin er dem Grafen Hoensbroech eine große Zahl — gelinde ausgedrückt — ungenauer Zitate nachweist. Wie er im Vorwort versichert und auch in einem Schreiben an mich, zu dem ihn meine Haltung im Jesuitenstreit veranlaßte, beteuert, hat ihn zu der weder leichten noch angenehmen Arbeit nichts bestimmt als seine Empörung über die ungeheuerliche Verletzung der Gerechtigkeit und der geschichtlichen Wahrheit. Die Arbeit hat ihn tief in die jesuitische und die antijesuitische Literatur hineingeführt — er verfügt auch ohne diese über eine erstaunliche theologische Gelehrsamkeit —, und die von ihm bewältigten gegen 1700 Nummern benutzt er nun, in einer zweiten Brieffolge die Geschichte des Ignatius von Loyola, die Stiftung und die Grundsätze der „Kompanie,“ die Geschichte der Angriffe auf sie darzustellen und die wichtigsten der Streitschriften beider Lager zu charakterisieren. Er hat dann auch diese Briefe für die Buchausgabe umgearbeitet und (bei Manz 1905) unter dem Titel Der Jesuitismus herausgegeben. Die ungeheure Stoffmasse war natürlich nicht leicht zu formen. Hätte er noch ein oder zwei Jahre auf die Ausarbeitung verwandt, so würde das Werk wohl wirkungsvoller ausgefallen sein. So wie es jetzt ist, sind ihm Duhrs Jesuitenfabeln für den praktischen